

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1949

[7] (10.10.1949) Das Fenster

Ueber das Zaubern

Von Kurt Kusenberg

„Aberglaube“ — er ist, weiß man heute, nicht an uns herantgetragen worden, wir haben ihn mitgebracht. Denn wo wäre der Mensch, der auf gute und üble Vorzeichen nichts gäbe, der nicht spielerisch oder angstvoll Orakel befragte, der nicht insgeheim das Schicksal abzuwehren oder zu nötigen versuchte? Betet er, so bittet er nur. Verquickt er jedoch die Bitte mit einem Gelübde, so zaubert er bereits: er beschwört, er bindet.

Binden und lösen stehen am Beginn aller Zauberei. Eine „bezaubernde Frau“ schlägt andere in einen Bann, den sie allein zu lösen vermag — falls es ihr nicht befällt, die Fesseln enger zu ziehen; sie zaubert wirklich. Die Liebe gar, von Mensch zu Mensch und Ding, ist hohe Zauberkunst, ist Verwandlung, fremde und eigene. Das Phänomen mit Geschlechtslust abzutun, langt nicht hin — es ist zu umfassend. Zur sinnlichen Neigung gesellen sich Menschenliebe, Liebe zum Geist, zum Schönen, zu einer Aufgabe, zu Gott. Sie bewirken die tieferen, die nachhaltigen Verwandlungen.

Der mittlere, rechtschaffene Mensch lebt mit der Sonne und meidet das Zwielicht. Hier aber, zwischen Tag und Dunkel, im gegenseitig Bezogenen, im allseitig Wirkenden, ist die Zauberei zuhause, hierhin treibt es die reinen und die unreinen Sucher. So wenig wie jeder andere Bezirk vermag die Zauberei sich unsauberer Hände zu erwehren. Doch das Gesindel kommt über die niederen Weihen nicht hinaus, weil ihm die Selbstsucht im Wege steht. Freilich stiften die schlechten Kerle viel Schaden; sie erfüllen den Vorhof mit Lärm und bringen durch ihre Prahlerei die gute Sache in Verruf.

Zaubern heißt nämlich die eigene Person überwinden. Alles Eigene muß abgetan werden wie Hemmnis und Schlacke, damit das Eigentliche erstehe. Wer nicht bedingungslos dem Geiste dient, der nicht erwartet, daß die Geister ihm gehorchen; für die höchste Gabe wird der äußerste Preis gefordert. „Nur eines ist zu machen“, schreibt Paul Valéry: „Man muß sich selbst noch einmal machen. Das ist nicht leicht.“

Der Karneval, der manches zutage bringt, zeigt uns spaßige Leute: als Magier verkleidet, kommen sie aufs Kostümfest und bekunden damit, daß sie sich im Besitz besonderer Kräfte wähnen. Wer sich maskiert, demaskiert sich mitunter; ohne es zu merken, hat er sein Kostüm der Seelenkammer entlehnt. Gerade das aber sollte der Zauberehring vermeiden, denn seine Kunst schreibt vor, daß man den ihren nicht erkenne. Wer seinen magischen Namen nicht sorgfältig geheimhält, hat — wie Rumpelstilzchen — das Spiel verloren.

Das himmlische Warenhaus

Als meine Mutter schon eine sehr alte Frau war und nicht mehr gehen konnte, saß sie aufrecht in ihrem Bette, von Kissen gestützt. Die Haare standen über ihrem alten spitzen Köpfchen wie weiße Flammen aufrecht, die durchaus zum Himmel wollten. In dem mageren Gesicht mit der großen schmalen Hakennase und den erloschenen Augen stand jedesmal eine fast überschwengliche Freude, wenn eins ihrer großen Kinder zu ihr kam. Sie lebte nur noch in ihren Erinnerungen. Das wirkliche Leben war für ein graues Feld, auf dem die Blumen der Erinnerung wuchsen, die mit den leuchtenden Blättern des Lebens und die mit dem Todesschatten um die Blütenkrone. Glaube sie sich allein im Zimmer, gingen ihre Blicke oft zur Wand an ihrem Bett, wo die Photographien ihres verstorbenen Mannes und ihres im Krieg gefallenen Sohnes hingen. Ihre Augen waren ihnen dann so nah, als senkten sie sich ineinander. Sie nickte dann freundlich, als spräche sie mit ihnen und als sagte sie, daß sie ja nun auch bald kommen werde.

Als ich sie das letzte Mal besuchte, strahlte ihr zerknittertes Gesicht in tausend Fältchen herzlichster Freundlichkeit. Ja,

Man muß den Naturwissenschaften Zeit lassen; was sie heute belächeln, werden sie eines Tages gefessentlich nachweisen. Sie werden belegen, daß Gedanken (auch solche, die kein Mund ausspricht, keine Feder niederschreibt) Wirkungen tun, selbst in die Ferne. Vielleicht entdeckt man gar die Wellenlänge der bösen Wünsche und der gefährlichen Gedanken. Solche Ausblicke rechnen wir nur so lange einer „übernatürlichen Physik“ zu, als die Physik sich dieses Naturbezirks nicht bemächtigt hat.

Da wir gerade dabei sind, beim Schreiben und der Leser beim Lesen, gestehe ich freimütig, daß ich beides für Zauberei an-

Herbst / Von
Wolfgang Martin Schede

Die Tage gehn ins Land,
Am Hang die Berberitzen
als rote Funken blitzen,
der Sommer schwand.

O Reichtum überall!
Aus dem Gezweig die prallen,
die zettigen Früchte fallen
in goldnem Schwall.

Nun macht sich alles frei,
was aus der Tiefe strebte.
Was blühte, schwoll und bebte,
bald ists vorbei.

Die Zeit will ihren Raub.
Im bunten Wirbeltanze,
im hohen Feterglanze
jällt Frucht wie Laub.

Gras weht wie bleiches Haar.
Wer wollte darum klagen?
Es zeigt in solchen Tagen,
was fruchtbar war.

sehe. Wie sonst soll man es heißen, daß einige Reihen schwarzer Zeichen unvermindert weitergeben, was in sie hineingetan worden ist? Nur dem flüchtigen Blick, dem trägen Herzen versteht sich alles von selbst: die Wunder der Sprache, des Geistes, des Bildes, des Tones, des Lichts. Was sich scheinbar von selbst begreift, bleibt unbegriffen. „Alles ist Zauberei oder nichts“, sagt Novalis.

sie saß in ihrem Bett wie ein junges Mädchen, ein wenig verlegen, als sei sie gerade über einem süßen Gedanken rot geworden und der verschwand nun wieder langsam. Wie ein rosa Morgenwölkchen stand er auf ihrer kurzen geraden Stirn.

Denke dir nur, sagte sie, als sie mich auf den Lehnstuhl am Fenster neben ihr Bett gedrückt und die härene Decke herübergereicht hatte, damit mir, wie sie meinte, bei dem Ostwind die Knie nicht kalt würden — denke dir nur, ich habe mich in meinen Gedanken wie so oft wieder einmal mit dem Tode beschäftigt. Wenn ich nun auch weiß, daß es solche Dinge, wie ich sie mir gedacht habe, sicherlich gar nicht gibt, so habe ich mir doch vorgestellt, wie es wohl sein sollte, wenn ich da oben ankäme. Weißt du, wenn ich da zuerst begegnen möchte? — Meiner Schwester Luise!

Warum denn gerade der? fragte ich.

Ach, die war stets die energischste von uns. Sie wußte immer gleich Bescheid in der Welt, fürchtete sich vor nichts und war sogar ein bißchen grob. Die würde mich schon führen. Es wäre doch gräßlich, wenn man dann so allein und ängstlich, wie ich nun einmal bin, dastände.

Und wie stellst du dir denn nun den Himmel vor, liebe Mutter, wandte ich scherzend ein, um sie zum Sprechen zu ermuntern und da ich sah, daß sie ein so vergnügtes, ja schelmisches Gesicht zu ihren eigenen Worten machte. Ich stellte mir den Himmel, erwiderte sie, wie ein großes Warenhaus vor, in dem es alle die köstlichen Sachen gibt, die ich euch nie habe kaufen können, weil ich ja trotz meiner siebenundsechzig Jahre und obwohl ich seit meinem einundzwanzigsten ein und dieselbe Nummer in der Lotterie spiele, niemals etwas gewonnen habe. Da oben bestelle ich eben lustig darauf los. Für jeden von euch zum Beispiel ein Landhaus mit einem schönen Garten, einem langen Sommer ringsum und einem Himmel darüber, aus dem es alle Jahre einmal eine halbe Stunde lang Taler schneit. Für die Stuben suche ich lauter feine Sachen aus. Da sollen nicht so alte abgeschabte Teppiche liegen wie der da, und sie deutete ins Zimmer. Verkauft ihn lieber, wenn ich tot bin. Wer weiß denn außer mir, wer da alles rübergelaufen ist.

Mein Blick blieb in diesem Augenblick an dem Teppich hängen und mir war es, als blühe gerade über seinen kahlen Stellen die schöne Jugendzeit mit allen ihren Kostbarkeiten auf. Wie ich nun wieder zur Mutter hinüberblickte, die ganz still in ihrem Bette saß, fragte ich sie, in welcher Abteilung ihres himmlischen Warenhauses sie sich wohl jetzt befindet.

Im Erdgeschoß, sagte sie, und da bin ich deinem Vater begegnet. Er ging stracks an mir vorüber, als wolle er mich nicht sehen. Seine Blicke suchten überall herum. Dann kehrte er um und ging von neuem mit seinem festen, schweren, langsamen, schaukelnden Schritt dicht an mir vorbei. Ich wußte ja, wie gern er solche Scherze trieb, wenn wir zusammen für euch Kinder einkaufen wollten, und ich auf ihn wartete und sorgenvoll meinen schmalen Beutel überdachte. So war es auch diesmal. Er ging einige Male vorüber, als sähe er mich nicht, dann kam er zurück, drehte sich nach mir um und sagte wie einst, erstaunt und freudig mit den Augen blitzend: „Da bist Du ja!“, Max Geisenheyner.



Das ist kein Blatt der Kunsthistoriker mehr, das wir unten auf der Seite abhaken. Es hat eine andere Bedeutung gewonnen. In einem Lande, wo Vertriebene und Flüchtlinge in Not sind, wo alte Leute ohne ihr Verschulden von Almosen leben müssen, da ist der heilige Martin ein Symbol geworden. Er, der predigend durch die Länder reitet und das Schwert trägt, um sich gegen Straßenräuber zu verteidigen, hat es gewogen, um seinen Mantel quer in der Mitte zu durchschneiden. Er gibt die Hälfte dem Manne, der vor ihm kniet, vielleicht ein Flüchtling oder ein Kriegskrüppel ist. Wie ernst es Albrecht Dürer mit dieser Zeichnung gewesen ist, sieht man den Augen des Martin an, die seine eigenen wissenden Augen sind.

Gespräch mit jedem

Von Walter von Molo

Das große Elend, die Not äußerer und innerer, sichtbarer und unsichtbarer Art, die Millionen Erdenbewohner befiel, ist vielen unfaßbar; sie zweifeln an der Gerechtigkeit, gefährlich am Sinn der Welt.

Erinnern wir uns: als wir in den letzten dreißig Jahren oft von mannigfaltigem Unglück vieler Menschen in den Zeitungen lasen, benahmen wir uns ähnlich, wie sich jetzt, leider, und von uns angeklagt, wieder viele benehmen. Der Mensch denkt zuerst an sich, er meint, so der Pflicht seiner Selbsterhaltung am besten zu dienen; und das ist richtig, aber ebenso falsch.

Seien wir aufrichtig: sind wir nicht alle so? Den Nächsten klagen wir laut und hart an und fordern von ihm, daß er uns Liebe wie sich selbst, ungeachtet wir selber dazu nur in seltensten Fällen, wenn überhaupt, geneigt und befähigt sind.

Wir haben uns seit Generationen daran gewöhnt, Geld und äußerlichen Besitz als Grundlagen menschlicher Würde und menschlichen Glückes anzusehen, und weil noch immer die Mehrzahl dieser Anschauung ist, darum ist in uns Verweigerung und Forderung. Jeder wahre Reichtum ist aber innen.

Viele haben nicht nur die materiellen Güter, sondern auch die Heimat verloren — auch sie ist vor allem in uns. Nur der wäre heimatlos, der die Heimat nicht in sich erlebte, der sie nicht liebte. Das Heiligste jeder Liebe ist und bleibt in uns. Ohne Leid gibt es nicht Liebe.

Nun werden viele mit Recht sagen: es ist qualvoll, solches auszuhalten, darnach zu leben. Gewiß, aber es ist jedem Menschen von der Macht über uns, die wir nennen können wie wir wollen, so vorgeschrieben, ob wir es wollen oder nicht! Gegen das Geschehen anzugehen, das mit derselben Kraft, mit der es die Gestirne kreisen und in der Unendlichkeit schweben läßt, auch über das Zusammenleben der Menschen bestimmt, aufzubegehren, ist Vermessenheit.

In jeder Stunde erlebt jeder von uns in sich Ebbe und Flut, Hell und Dunkel, Werden und Sterben, Gewinn und Verlust, die Gegenpole unseres Seins. Niemals besteht in der Schöpfung eines ohne das andere, weder der Einzelne ohne Masse, noch sie ohne ihn. Jeder hat Schuld an allem Unglück in der Welt und jeder hat Anteil an allen guten Erreichungen der Menschen.

Immer ist es so: wer eines gewinnt, verliert anderes, wer eines verliert, der gewinnt anderes; dies zu finden und zu erkennen, ist die Aufgabe, die unsere Zeit uns mit besonderer Deutlichkeit stellt. Es ist die alte unvergängliche Menschenarbeit zu vollbringen, die den Zeitgenossen äußerlich glücklicher Epochen zumeist erst im Augenblick ihres Todes bewußt wurde: Wir können nichts mitnehmen, arm geht jeder aus der Welt, wie jeder hilflos in sie geboren wird — unantastbarer Besitz aber, der bleibt, ist nur das, was wir innerlich erwarben — dieser kann uns nicht geraubt werden, er wird unsterblich immer wieder neu geboren.

Den einzigen wirklichen Besitz, die einzige wirkliche Heimat, müssen wir immer mehr in uns zu erwerben bemüht sein, um sie tatsächlich zu besitzen. Dann können wir über uns, wie wir früher waren, und über die gierigen Menschen, die noch immer so sind, zaghaft lächeln.

Nichts ist verloren, über dessen vergänglichem Verlust in der Ewigkeit, die immer wieder alles recht macht, wir vertrauend zu lächeln vermögen.

Ich weiß, dies ist fürchtbar schwer zu erreichen, denn weise zu sein, vermag kaum ein Mensch — aber wir müssen es versuchen, damit die Torheit der Menschen offenbar wird — zu ihrer Rettung und ihrem Segen, zu unserer Rettung, zu unserem eigenen Segen.



Albrecht Dürer: „Der heilige Martin“

Frühe Zeichnung des Meisters im Kasseler Kupferstichkabinett